

sias: „Tote stehen auf“ (Mt 11, 5). Wie bei keiner anderen Art seiner Wunder tritt gerade bei den Totenerweckungen die absolute Souveränität des Menschensohnes in Erscheinung. Aber den letzten Sieg erringt er, indem er „in das Haus des Starken eindringt“ (Mt 12, 29) und seine Beute mitführt. Die Pforten der Unterwelt sind aufgesprengt, der Usurpator seiner Macht beraubt. Nun zieht ein der wahre König, dessen Seele zwar vom Leibe, nicht jedoch von seiner Gottheit getrennt im Reich der Toten erscheint. Und indem der Herr des Lebens seinen Einzug ins Reich der Toten hält, wird die Erde erschüttert (Mt 27, 51), setzen die Wehen des Todes ein (Apg 2, 23), und der Schoß der Erde öffnet sich zur Geburt der neuen Welt (Mt 27, 52; vgl. Hermann Zeller, *Corpora Sanctorum, Zeitschrift für katholische Theologie* 71. Bd. [1949] S. 385—465). Das Ende der Zeiten ist da, sichtbar für alle, denen die Auferstandenen erschienen, für alle, die an den offenen Gräbern vorübergingen und die Spalten und Klüfte der Felsen sahen, die aufgebrochen waren. Aber dies alles war nur das äußerste und fernste Echo jener endgültigen Entscheidung, die im Schoß, im Herzen der Erde vor sich ging, im Reich des Todes und der Finsternis. Der Tod wurde gebunden und seine Macht zerstört. Niemals mehr wird einer, der an Gott glaubt und in seiner Liebe stirbt, in dieses Reich eingehen. Er wird Gott schauen von Angesicht zu Angesicht (1 Kor 13). Und auch nicht die Auflösung der irdischen Gestalt wird das letzte sein, sondern die Umwandlung und Umgestaltung ins Bild seiner Herrlichkeit. Nur mehr in der äußersten Schicht der Wirklichkeit vermag der Tod seine Schrecken auszuüben, in der Welt unserer sinnlichen Erfahrung bis in die Tiefen und Ängste des menschlichen Herzens hinein. In einer viel tieferen Schicht der Wirklichkeit aber ist er überwunden, in jener nämlich, die uns zunächst nur im Glauben zugänglich ist. Aber der Sieg ist da, er ist errungen, er wird nie mehr verloren. „Tod, wo ist dein Sieg?“ (1 Kor 15, 55).

Descendit ad inferos, abgestiegen zu der Hölle! Das ist das Bekenntnis zum Leben und seiner sieghaften Kraft. Keine Spur von der müden Resignation des Mythos, sondern das gläubige Wissen von der umwandelnden Kraft des neuen Lebens in Christus, daß denen, die in Glaube und Liebe Christus angehören, bereits Himmel und Erde gehören, weil von ihm, der hinabgestiegen ist in die unteren Teile der Erde und eben so hinaufgestiegen ist über alle Himmel, bereits das All erfüllt ist (Eph 4, 8 ff.).

Tiersprache und Menschengprache

Von GEORG SIEGMUND

„Zoon logon echon“ — „Lebewesen mit Logos-Besitz“ nennt Aristoteles den Menschen, wobei Logos den uns unübersetzbaren Doppelsinn von Wort und Vernunft hat. In dieser knappen Wesensbestimmung findet die eigenartige Stellung des Menschen in der Welt Ausdruck, wie sie ihm von den

großen klassischen Philosophien zuerkannt wurde, gegen die jedoch von gegensätzlichen Weltanschauungen zu allen Zeiten, in einer besonders eingehenden Weise vom Evolutionismus des letzten Jahrhunderts, Einspruch erhoben wurde. Noch der Sprachforscher August Schleicher, ausgesprochener Darwinist und Haeckelfreund, sieht in der Sprache, das heißt der Fähigkeit, Gedanken durch Worte auszusprechen, das Humanum kat'exochen, freilich nur noch das einzige ausschließliche Charakteristikum des Menschen, wodurch er sich von den Anthropoiden unterscheidet. Dabei ist ihm „Ausbildung der Sprache gleichbedeutend mit Entwicklung des Gehirns und der Sprachorgane“. ¹ Die konsequente Ausgestaltung des Evolutionismus hat auch noch dieses letzte Bollwerk niederzulegen versucht, um einen graduellen Übergang von Tiersprache zu Menschengesprache zu suchen. Gerade durch ihn wurde weithin erneut das Interesse an der Erforschung der Tiersprache geweckt, freilich unter dem einseitigen Gesichtspunkt, wie sie als Ansatz für die Entwicklung zur Menschengesprache hin gewertet werden könne.

Ausgangspunkt für die neuzeitliche Erörterung der Frage nach dem Verhältnis von Tiersprache zu Menschengesprache, auch für verneinende Absetzungen, ist der Standpunkt von Descartes, der die Kluft zwischen Tier und Mensch unüberbrückbar weit aufreißt, das vernunftlose Tier lediglich als fein konstruierte Organismus-Maschine ansieht, wohingegen den Menschen allein der Geist-Besitz auszeichnet. Gäbe es Tiere — meint Descartes —, die ihrer Leibesgestalt nach uns ganz ähnlich wären, so besäßen wir doch zwei sichere Mittel zu erkennen, daß sie darum noch nicht wirkliche Menschen sind. Einmal könnten sie nie Worte oder andere selbstgeschaffene Zeichen wie wir verwenden, um ihre Gedanken anderen mitzuteilen. Denn es läßt sich wohl eine Maschine denken, die so eingerichtet ist, daß sie wie ein Automat auf Drücken bestimmter Knöpfe gewisse Lautäußerungen, die wie Aufschreie und Worte klingen, von sich gibt. Doch wird sie niemals Worte zu sinnvoller Rede zusammensetzen, die auf auftauchende Fragen des Augenblicks Antwort gibt, was selbst ganz stumpfe Menschen bis zu einem gewissen Ausmaß vermögen. Zweitens könnte ein Automat, selbst bei Ausstattung mit einer großen Fülle von Möglichkeiten, an sich ingeniose Verrichtungen zu vollziehen, niemals in der Weise auf alle Zufälle des Lebens sinnvoll reagieren, wie es das Universalinstrument Vernunft zu tun vermag. Denn es ist unmöglich, eine Maschine mit so vielen Organen auszustatten zu denken, wie es nötig wäre, um sie in allen Lebensfällen so handeln zu lassen, wie unsere Vernunft uns zu handeln befähigt. Selbst geistig wenig regsame Menschen vermögen sich doch sinnvoll zu äußern, was auch dem begabtesten Tiere nicht verstattet ist. Eben hierin vermeint Descartes den wesentlichen Unterschied zwischen Tier und Mensch sehen zu sollen. Der Grund dafür kann nicht in der ungenügenden Organausstattung liegen; denn Vögel, wie Spechte und Papageien, sind bekanntlich sehr wohl in der

¹ August Schleicher, Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen, 1865, zit. nach H. Junker, Sprachphilosophisches Lesebuch, 1948, S. 189.

Lage, Worte und Sätze zu bilden, auch wenn sie diese nicht absichtlich sinnvoll anzuwenden vermögen. Hingegen kann der Defekt des Ausdrucksorgans beim taubstummen Menschen den Geist nicht so knechten, daß er nicht andere Mittel und Zeichen erfinden könnte, um sich verständlich zu machen und auch die Sprache der Normalen in etwa zu erlernen. Dies beweist, daß Tiere nicht nur weniger Vernunft als der Mensch haben, sondern daß sie gar keine besitzen. Wäre ihre Seele der menschlichen ähnlich, dann müßten die am weitesten fortgeschrittenen unter ihnen, wie Affen und Papageien, wenigstens das Anfängliche können, was selbst schwachbegabte Kinder, ja meist auch Geisteskranke, vermögen. Wohl handeln Tiere kraft der Veranlagung ihrer Organe oft erstaunlich sinnvoll, doch fehlt ihnen eigene Sinnauffassung wie Eigenbesitz von Vernunft. Selbst ein Uhrwerk, das nur aus Rädern und Federn besteht, vermag ja besser als wir mit all unserer Klugheit die Stunden zu zählen und die Zeit zu messen.² Eben auf Grund dieser völligen Verschiedenheit tierischer Reaktion und menschlicher Handlung billigt Descartes nur dem Menschen eine unsterbliche geistige Seele zu, auf die das Tier keinen Anspruch erheben kann.

Seinem rationalistischen Standpunkt entspricht es, wenn Descartes die Sprachfähigkeit des Menschen isoliert zur menschlichen Vernunft in Beziehung setzt, nicht aber zur ganzen Lebensgestalt und Lebensart, so daß er auch vor der Fiktion von Tieren in Menschengestalt ohne Sprachfähigkeit nicht zurückschreckt. Weiter identifiziert der Rationalist Descartes jede Form von seelischem Innesein und bewußtem Vollziehen eigener Handlungen mit bewußt überlegendem Geist. Daher rührt es, daß er beim Aufreißen der Kluft zwischen Mensch und Tier den Tieren nicht nur jeden Geistbesitz abspricht, sondern auch jedes seelische Verhalten im Sinne eines Subjektseins des eigenen Tuns. Fehlt dem Tier der Geist, so lassen sich seine Äußerungen lediglich nach Art automatischer Mechanismen verstehen. Zwar wird damit die Kluft zwischen Tier und Mensch unüberbrückbar weit aufgerissen. Doch enthält anderseits gerade diese Degradierung des Tieres in sich eine große Gefahr, eben jene Gefahr, die jeder Übertreibung droht, bei genauere Kenntnisnahme der Tatsachen in ihr Gegenteil umzuschlagen. So war es auch der Fall mit der Leugnung des Psychischen beim Tier. Einsicht war nur als geistige gelten gelassen. Wurde nun doch bei Tieren echtes psychisches Subjektverhalten wie Einsicht festgestellt, konnte insbesondere die Forschung wirklich tierische Verständigungsweisen entdecken, so mußte das Pendel umschlagen: aus der völligen Andersartigkeit wurde sofort wesentliche Gleichartigkeit von Tier und Mensch. Wer zu viel behauptet, schadet nur der Sache, der er dienen will. Darum wurde es notwendig, die Erscheinungen selbst neu zu befragen und sich neu um ihre Deutung zu bemühen. Schon die empirische Basis, auf welche sich Descartes stützt, war zu schmal, hatte er doch eigentlich keine andere Erfahrung vom Tiere, als sie der

² s. René Descartes, Abhandlung über die Methode, herausgegeben von J. P. Sartre, 1948, S. 131—137.

Durchschnittsmensch auf Grund seines alltäglichen Umganges mit den Tieren, vor allem den Haustieren, besitzt.

Eine extreme Fortsetzung hat die kartesische Automatentheorie in der Gegenwart durch die Reflexologie von Pawlow und seiner Schule erhalten. Allgemein bekannt geworden sind vor allem Pawlows Versuche über die Bildung „bedingter Reflexe“, die zeigen, daß die Erfüllung von Bedürfnissen assoziativ an ein sekundär eingefügtes Zeichen geknüpft werden kann. Befangen in dem Glauben, quantitative Exaktheit biete allein Garantie für Wissenschaftlichkeit, wird von dieser Schule jede seelische Ausdeutung und jeder Versuch sinnvollen Verstehens des tierischen Verhaltens verworfen und lediglich eine physiologische Erklärung, die sich auf die Struktur der Erfolgsorgane bezieht, gelten gelassen. Diese Theorie geht also von dem Vor-Urteil aus, alles seelische Geschehen sei wissenschaftlich nur als physiologischer Prozeß zu begreifen, Sinneswahrnehmungen seien mit der Aufnahme von Erregungsstößen auf das Nervensystem gleichzusetzen. Während jedoch Descartes seine Automaten-Theorie nur für das Tier aufstellte, beim Menschen hingegen einen ausgesprochenen Dualismus von Leib-Automat und Geist-Seele lehrte, dehnt Pawlow seine ausgesprochen monistische Theorie auch auf den Menschen aus. Für diese Theorie wird eine Begründung nicht geboten, es sei denn, daß man die dauernde Wiederholung der gleichen Grundvorstellungen, durch welche die Theorie jedoch nicht klarer wird, für eine solche Begründung halte. Jedenfalls wird alles seelische Leben, gleich ob bei Tier oder Mensch, einseitig physiologisch zu fassen versucht. Beim Hören von Lauten sollen Nervensystem und Gehirn die Rolle von „Tonanalysatoren“ spielen, wobei die Wirkung auf ihre Struktur den entscheidenden Ausschlag für die Eigenart der Reaktion abgibt. F. J. J. Buytendijk hat sich die Mühe gemacht, die weitschweifig unklaren Vorstellungen der Pawlow-Schule, die der Interpretierung ihrer Versuche zugrunde gelegt werden, auf eine kurze Formel zu bringen. Er faßt Pawlows Theorie in folgende Sätze zusammen: „Der Dressur-Ton erregt ein gewisses Feld innerhalb des Zentralnervensystems, dessen Erregung sich unter Wirkung der Versuchs-Wiederholung zu bestimmten Muskelgruppen oder den Speicheldrüsen hin fortsetzt ... Nach dieser Vorstellung erfolgt eine gleiche Reaktion, wenn bei Erregung des Tieres durch einen anderen Ton das gleiche Sinnesfeld gereizt wird. Aber diese Reaktion glückt nicht immer, wenn sich nämlich bei Erregung durch einen Gegenton eine derartige Veränderung unterschiebt, daß sich die Erregung beim Dressurton nicht mehr über ihr Feld hin ausbreiten kann. Man erhält so die positive Reaktion nur mehr auf den gewohnten Ton hin: denn alle anderen Töne stören in diesem Feld, welches das Sinnesgehirn darstellt, Punkte, deren Erregung sich nicht mehr zu den Reaktionszonen oder -Organen (Muskelgruppen oder Speicheldrüsen) fortsetzt. Auf den Einwand, die häufige Wiederholung des Dressurtones ohne Gegenton erzeuge mehr und mehr eine spezifische Anpassung an die

besondere Tonhöhe, antwortet man mit dem Hinweis, die besagte Höhe habe nicht mehr eine erregende, sondern eine konzentrierte Wirkung.“³

Auch die Pawlow-Epigonon kleiden die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in die gleiche gehirnmithologische Sprache, geschwollen von der stolzen Meinung, auf der letzterreichbaren Höhe einer naturwissenschaftlichen Exaktheit zu stehen. Hiernach gibt es keinerlei psychologische Qualitäten mehr, die sich voneinander abheben und für eine Erklärung Bedeutung besäßen. Vielmehr ist das Verhalten lediglich Ergebnis eines summenhaften Zusammenspiels der miteinander oder gegeneinander wirkenden Faktoren, die rein physiologischer Art sind. So ist zum Beispiel von der Pawlow-Schule geprüft worden, mit welcher Feinheit das Gehirn als Analysator die gehörten Töne zu differenzieren vermag. Dabei glaubte man auf eine Schwierigkeit der Differenzierung zu stoßen, dann nämlich, wenn gewisse unbedingte Reflexe ein gemeinsames Zentrum im Gehirn haben.

Buytendijk hat sich der Mühe unterzogen, in einer Reihe von Versuchen festzustellen, ob die Grundannahmen dieser Theorie zutreffen. Seine Ergebnisse lassen sich kurz zusammenfassen wie folgt: Ein in eine Schweigekammer verbrachter Hund mußte nach der Pawlow-Schule als völlig unbeeinflusster und neutraler Analysator auf die gebotenen Erregungstöne reagieren. Doch ist das keineswegs der Fall. Die Situation der Schweigekammer ist dem Hunde unnatürlich und versetzt ihn von vornherein in eine Erregung, für welche die Eigenart der nachher gebotenen Töne relativ gleichgültig ist. Weiterhin bringt ein Hund eine Reihe von eigenartigen Dispositionen für seine Reaktionen mit. Diese haben sich in ihm auf Grund seiner Natur und der Erfahrung ausgebildet. Im einzelnen ergaben die Versuche, daß das Gehirn keineswegs nur als Reiz-Analysator arbeitet, im Hunde vielmehr echt psychische Vorgänge ablaufen, wozu gespannte Aufmerksamkeit, unschlüssiges Verhalten, Zögern und vor allem affektive Bindung an den Herrn gehören. Selbst Änderung der Versuchsbedingungen, die nach menschlichem Ermessen kaum zu bemerken ist, bleibt dem Hund nicht unbemerkt, der sein Verhalten daraufhin völlig umstellen kann. Werden von ihm Kommandos eines anwesenden Versuchsleiters, mag sich dieser auch hinter einem Vorhang befinden, prompt ausgeführt, so bleiben sie völlig ignoriert, wenn ihn die Kommandostimme des Herrn nicht mehr unmittelbar, sondern durch einen Lautsprecher vermittelt, anspricht, mag dieser auch die Stimme für menschliches Ermessen getreu und ohne Nebengeräusche wiedergeben. Aus den hier nur ganz kurz angedeuteten Versuchen Buytendijks ergibt sich jedenfalls, daß zwischen Reiz und Reaktion in keiner Weise jene Entsprechung besteht, die notwendig wäre, wirkte das Gehirn nur als Analysator der Lautreize. Vielmehr steht hinter den Reaktionen eine eigenwillige Psyche, die auf äußerlich ganz geringfügige, kaum bemerkbare Änderung mit einer völligen Änderung des Verhaltens antwortet, was nur dann verständlich wird, wenn wir eine affektive Bindung des Tieres an

³ Übersetzt nach: *F. J. J. Buytendijk, Traité de Psychologie animale. 1952, S. 247.*

seinen Herrn, eine ausgesprochen psychische Tatsache, mit in Rechnung setzen.

Eben diese affektive Bindung kannten die großen Tierliebhaber aus vielfältiger Eigenerfahrung, weshalb sie jede Automaten-Theorie immer wieder auf das bestimmteste ablehnten. Freilich ließ ihre enthusiastische Begeisterung für die erlebte Tierpsyche sie unkritisch die Scheidelinie zwischen tierischem und menschlichem Seelenleben verkennen. Sie eben waren es, die den darwinistischen Entwicklungsgedanken aufgriffen und mit vielfältigen Erfahrungsbeweisen darzutun versuchten, daß tierische Lautäußerung und menschliche Sprache gradweise ineinander übergehen. Dilettanten begannen auf eigene Faust „Tiersprachen“ zu „entdecken“ und sie in „Wörterbüchern“ zu beschreiben. Die Zeit war erfüllt von den Sensationen sprechender Affen, dichter Hunde wie rechnender Pferde. Selbst zoologische Fachleute, auf dem Gebiet morphologischer Forschung bewandert, doch unerfahren als Psychologen, wurden wiederholt Opfer solcher Sensationsfälle. Dabei waren die erreichten Sprachleistungen von Hunden und Affen jedenfalls sehr bescheiden. Sie verblieben bei wenigen „Worten“, was weit zurückstand hinter den Leistungen, die längst von Papageien und manchen anderen Vögeln bekannt waren. Die vorwissenschaftliche Befassung von Liebhabern mit „Tiersprachen“ und ihren anthropomorphisierenden Deutungen brachten jedenfalls das ganze Thema „Tiersprache“ bei der echten Wissenschaft in Mißkredit.

Inzwischen aber hat sich trotz des Verdiktes kartesianischer und mechanistischer Auffassungen eine eigentliche wissenschaftliche Tierpsychologie gebildet, die sich auch ernsthaft um die Erforschung der Tiersprache bemüht hat. Ihr ist es zu verdanken, daß der Begriff „Tiersprache“ wissenschaftlich rehabilitiert ist. Freilich ist das Bild, das diese Forschung ergeben hat, recht anders, als es der Evolutionismus erwartet hatte.

Darwin hatte darauf hingewiesen, daß Gemütsbewegungen bei höheren Tieren und beim Menschen innig mit Ausdrucksformen verbunden sind, die oft ganz gleichförmig sind, was auf gleichen Ursprung hindeute. In der affektiven Lautäußerung glaubte man den Wurzelboden zu fassen, aus dem sowohl Tiersprache wie Menschengesprache entsprangen. Indes stehen neben ausgesprochen ähnlichen auch völlig andersartige Ausdrucksbewegungen. Vom Boden affektiver Lautäußerungen aus sollte sich die Sprache als Verständigungsmittel langsam herausgebildet haben. Jedoch haben wir in letzter Zeit bei Tieren, die als Bindeglied zum Menschen mit seiner Sprache gar nicht in Frage kommen, eindeutige Verständigungs-Sprachen kennengelernt. So liegen eingehende Berichte über die „Sprache der Bienen“ vor, die zwar keine Lautsprache darstellt, aber doch unfraglich eine Zeichensprache ist, die zunächst nicht dem affektiven Ausdruck, sondern der Verständigung dient. In Erstaunen setzt uns dabei die Tatsache, daß nicht nur eine allgemein-konfuse Verständigung möglich wird, sondern eine Fülle von Einzelangaben gemeldet und aufgefaßt wird. Meldende Bienen vermögen

über Stand und Ort der gefundenen Futterquelle so genaue Auskunft zu geben, daß die verständigten Bienen von sich aus den Futterort gar nicht mehr zu suchen brauchen. Liegt die anzumeldende Futterquelle mehr als hundert Meter vom Stock ab, so vollführt die Melderin einen eigenartigen ‚Schwänzeltanz‘. Die jeweils besonderen Einzelheiten dieses Schwänzeltanzes „bedeuten“ Angaben über die Lage des Futterplatzes, bezogen auf den Sonnenstand. Sie sind ‚symbolischer‘ Art, werden ohne weiteres von den Kameraden verstanden und „beim Suchen nach der verkündeten Nahrung mit bemerkenswerter Schärfe eingehalten“ (v. Frisch).⁴ Hier haben wir es also nicht mit ersten primitiven Andeutungen, aus denen man sich eine menschliche Sprache entwickelt denkt, zu tun, sondern mit einem weit durchgebildeten System von symbolischen Verständigungszeichen.

Andererseits waren es gerade die Affen — allgemein als gegebene Brücke zum Menschen hin betrachtet —, die in ihrer Sprechfähigkeit enttäuscht haben. Ein so versierter Tierpsychologe wie Bastian Schmid sagt dazu: „Wer sich wie ich jahrzehntelang mit dem Studium der Tiersprache befaßt und Hunderte von Tieren daraufhin beobachtet und experimentell behandelt hat, kann angesichts des geringen Lautschatzes der Affen kaum ein Gefühl der Enttäuschung unterdrücken. Nicht nur die verhältnismäßig geringe Anzahl der Laute, sondern auch die Tatsache, daß in keiner Weise und Form der leiseste Fortschritt zwischen niederen und höheren Affen zu erkennen ist, gibt uns zu denken. Nirgends bei Orang-Utan, Gorilla und Schimpansen ... zeigt sich auch nur ein Ansatz zur Wortbildung, aber auch keine an die primitivste Form menschlicher Sprachausdrücke gemahnende Beziehung — selbst nicht zum lebenswichtigsten Objekt ... Die aus Amerika gekommenen, über die Affensprache gemachten Angaben haben sich als Irrtum erwiesen.“⁵

Bereits W. Köhler, der durch seine Verdienste um eine Schimpansenpsychologie bekannt geworden ist, war zu dem gleichen Ergebnis gekommen. „Auf welche Art sich die Tiere verständigen“, sagt er, „ist im einzelnen nicht leicht zu beschreiben. Daß ihre phonetischen Äußerungen ohne jede Ausnahme ‚subjektive‘ Zustände und Strebungen ausdrücken, also sogenannte Affektlaute sind und niemals Zeichnung oder Bezeichnung von Gegenständlichem anstreben, ist schlechthin gesichert. Dabei kommen in der Schimpansenphonetik so viel ‚phonetische Elemente‘ der Menschensprache vor, daß sie gewiß nicht aus peripheren Gründen ohne Sprache in unserem Sinn geblieben sind. Mit Mienenspiel und Gesten der Tiere steht es ähnlich: nichts davon bezeichnet Objektives oder hat ‚Darstellungsfunktion‘.“⁶

Selbst Tembrock, ein einseitiger Evolutionist, der von der Annahme ausgeht, „daß der Mensch zu den Säugetieren gehört, woran ja niemand, dem

⁴ Karl von Frisch, *Du und das Leben*, 1947, S. 213. Vgl. diese Zeitschrift Bd. 143 (März 1949) S. 446; Bd. 144 (Juni 1949) S. 303.

⁵ Bastian Schmid, *Die Seele der Tiere*, 1951, S. 97.

⁶ W. Köhler, *Zur Psychologie des Schimpansen*, in: *Psych. Forschung*, Band I, 1921, S. 27.

ein Urteil zusteht, zweifelt“,⁷ muß zugeben, „daß die Lautformen des Schimpansen keine Sprache in unserem Sinne darstellen. Es handelt sich um Laute, die als Begleiterscheinungen in bestimmten ‚Stimmungen‘ auftreten, also etwa bei Behagen und Wohlbefinden, bei Angst, bei Freude, bei Wut und dergleichen emotionalen Funktionen. Sie haben dabei . . . Symbolbedeutung erhalten, so daß ein anderer Schimpanse diese Laute sofort richtig erfaßt, eben weil er angeboren oder durch Erfahrung ‚weiß‘, daß dieser Laut mit Wut, jener mit Angst verbunden ist. Die Laute beschreiben also keine abstrakten Phänomene, wie unsere Sprache, sie sind lediglich Begleiterscheinungen bei Spannungsentladungen“ (18).

Hatte die frühere Zoologie das Tier fast ausschließlich als Forschungs-„Objekt“ betrachtet, vornehmlich den Körperaufbau meist sogar am Leichnam untersucht, so haben die Zoologen der Gegenwart, insbesondere der Zoologe Konrad Lorenz, das Tier als psychisches Subjekt zu studieren begonnen, nicht in der kühlen Distanz des reinen Forschers, sondern in liebevollem Umgang, der allein das tierische Subjekt auch von innen her aufschließt. In intimstem Umgang hat er sich eine vorzügliche Kenntnis vom lebendigen Verhalten der Tiere erworben und dabei festgestellt, daß Tiere weithin „Sprachen“, das heißt Mittelungsweisen, besitzen. Sie finden sich etwa bei Dohlen. Der jungen Dohle ist die Kenntnis des Feindes nicht angeboren; sie muß von ihr persönlich erlernt werden. Das geschieht „durch wirkliche Überlieferung: die Eltern geben ihre persönlichen Erfahrungen den Kindern weiter, von Generation zu Generation“.⁸ Von Dohlen wird ein feindlicher Angriff übel vermerkt; sie begegnen ihm mit feindlichem Schnarren, das den Angriff aller Dohlen, die es hören, auslöst. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich unter den Dohlen die „üble Nachrede“, wer als Feind gilt und darum anzuschmarren ist. „Man bedenke, wie merkwürdig das alles ist: ein Tier, das seinen Feind nicht angeborenermaßen, nicht ‚instinktiv‘ kennt, bekommt von älteren, erfahreneren Artgenossen gesagt, wen es als Feind zu fürchten hat! Das ist echte Tradition, Weitergabe persönlich erworbenen Wissens vom Vater auf den Sohn“ (Lorenz 79).

Je eingehender Lorenz die verschiedenen Formen von Tiersprache studierte, desto deutlicher trat heraus, daß „Tiersprache“ und „Menschengprache“ keineswegs gleichsinnige Größen sind, vielmehr nur analoge, die sich im einzelnen deutlich voneinander unterscheiden. Jedem Einzeltier einer höheren Tierart, vor allem den gesellschaftlich lebenden, ist ein ganzer Signalkodex von Ausdrucksbewegungen und Ausdruckslauten angeboren. Ihm eignet sowohl die angeborene Fähigkeit, diese Signale auszusenden, wie auch die andere, sie richtig aufzufassen, sie „zu verstehen“ und darauf in artgerecht sinnvoller Weise zu antworten. „Mit diesen Erkenntnissen, die durch viele Beobachtungen und Experimente gesichert sind, geht ein großer Teil der Ähnlichkeit verloren, die alle tierischen ‚Verstän-

⁷ Günter Tembrock, Grundzüge der Schimpansen-Psychologie, 1949, S. 87.

⁸ Konrad Lorenz, Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen, 1952, S. 75.

digungsmittel' bei oberflächlicher Betrachtung mit der menschlichen Wortsprache haben. Diese Ähnlichkeit vermindert sich noch weiter, wenn einem allmählich klar wird, daß das Tier in allen Lautäußerungen und Ausdrucksbewegungen keineswegs die bewußte Absicht hat, einen Artgenossen durch sie zu beeinflussen. Auch allein aufgezogene und gehaltene Graugänse, Stockenten oder Dohlen geben alle diese Signale von sich, sobald sie die betreffende Stimmung anwandelt. Der Vorgang wirkt dann sehr zwangsläufig und ‚mechanisch‘, also ausgesprochen wenig menschenähnlich.“ „Eine Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes haben die Tiere nicht“ (Lorenz, 119). Um die Besonderheit der menschlichen Beziehungsmittel gerade angesichts erstaunlich hoher tierischer Leistungen zu kennzeichnen, reserviert der Zoologe Adolf Portmann das Wort „Sprache“ für den humanen Bereich und nennt das tierische Analogon „Kommunikationsmittel“.⁹

Wohl haben die Tiere ein oft erstaunlich fein durchgebildetes Zeichen- und Verständigungssystem: doch liegt dieses auf einer durchaus anderen Ebene als die menschliche Sprache. Eben weil den Tieren eine Verständigung durch eine echte Sprache fehlt, sie also nicht sagen können, was sie meinen und fühlen, sind sie darauf angewiesen, sehr sorgfältig auf die kleinsten Merkmale von Gefühlsäußerung bei anderen zu achten. Sie sind darin dem Menschen weit überlegen und nehmen Änderungen im Ausdruck wahr, die dem ungeübten Menschen meist entgehen. Die Gefühlsansteckung, die bei den Tieren eine entscheidende Rolle spielt, ist gerade dadurch charakterisiert, daß sie auf ungemein feine, geringfügige und der bewußten Beachtung oft gar nicht zugängliche Ausdrucksbewegungen anspricht. Das Tier besitzt einen artlich festgelegten, geheimnisvollen Sende- und Empfangsapparat, der die unbewußte Übertragung von Gefühlen vermittelt. Er fehlt dem Menschen. Wieder stoßen wir hier auf einen sehr charakteristischen Hiatus im Bezug des Menschen auf die Welt. Was ihm die Fürsorge der Natur vorenthielt, mußte er sich selbst ausbilden. So stellt die menschliche Wortsprache einen Ersatz für das naturhafte Verständigungsmittel des Tieres dar. Ist seine Wortsprache entfaltet, dann kann er freilich gut auf Senden und Vernehmen winziger Intensionsbewegungen verzichten: er vermag ja seine Absicht und Stimmung durch die Sprache mitzuteilen. Tiere aber sind darauf angewiesen, sich gewissermaßen gegenseitig an den Augen abzulesen, was sie im nächsten Augenblick tun wollen. „Deshalb ist bei höheren und gesellschaftlich lebenden Tieren sowohl der Sende- wie der Empfangsapparat der Stimmungsübertragung viel besser entwickelt und viel spezialisierter als bei uns Menschen“ (Lorenz, 120).

Weil man sich die eigentümliche Sensibilität der Tiere nicht deuten konnte, sprach man lange von „Telepathie“, etwa als dem Rest eines „Ur-sinnes“, den der Mensch verloren habe. Doch kommen wir ohne Annahme eines geheimnisvollen Sinnes aus. Jedenfalls bietet das überfeine Reagieren-Können auf Signale, die der Mensch bei seinen Versuchen Tieren unbeab-

⁹ Adolf Portmann, *Das Tier als soziales Wesen*, 1953, S. 112.

sichtigt durch die Veränderung des Spannungsausdruckes seines Gesichtes oder seiner Haltung gibt, die Erklärung für das Rätsel der Sensationen zu Beginn unseres Jahrhunderts, als Pferde rechneten, Hunde dichteten und ihr Testament diktierten. Keines der bestaunten Tiere hatte selbst eine Ahnung von dem, was es scheinbar mitteilte. Es handelte sich immer nur um den Gedankeninhalt der Menschen, die mit den Tieren Versuche anstellten. Die Tiere waren lediglich auf kleinste Veränderungen der Spannung im Gesicht und Verhalten ihrer Herren dressiert.

Wir wiesen bereits daraufhin, daß die moderne Tierpsychologie die Erwartungen des Evolutionismus nicht erfüllt hat. Die sprachliche Lautbildung als Verständigungsmittel bildet sich nicht in zunehmendem Ausmaß mit der Höhe des Tiersystems aus. Im Reich der Wirbeltiere wieder ist ein Sprechen-Können nicht, wie erwartet wurde, bei den Säugetieren und bei den Affen am stärksten ausgeprägt, sondern bei den Vögeln, von denen die Papageien sprichwörtlich geworden sind; und das, obwohl nicht abgestritten werden kann, daß sonst die Säugetiere psychisch höher als die Vögel stehen.

Viele Rabenvögel und Papageien können bekanntlich „sprechen“, das heißt menschliche Worte nachahmen. Dabei ist eine Gedächtnisverbindung der nachgeahmten Worte mit bestimmten Situationen leicht begreiflich, was einem unerwarteten Beobachter den Eindruck sinnvollen Gebrauches vortäuschen kann. Indessen handelt es sich bei diesem Nachahmen um nichts anderes als um das sogenannte Spotten, das wir bei vielen Singvögeln finden. Papageien und große Raben verwenden menschliche Worte absichtslos, spielerisch, wobei wieder gewohnheitsmäßige Situationsverbindungen vorkommen. In diesen Fällen, zumal wenn gelegentlich noch ein drolliger Zufall nachhilft, „schwört ein vermenschlichender Tierfreund Stein und Bein, daß der Vogel versteht, was er sagt. Davon ist natürlich keine Rede. Auch die am besten ‚sprechenden‘ Vögel ... lernen es merkwürdigerweise niemals, mit ihrem Können auch nur den einfachsten Zweck zu verknüpfen“ (Lorenz, 133).

Daß gerade Papageien so leicht menschliche Worte nachbilden und verwenden, hat seinen Grund nicht in einem Geistbesitz, sondern in ihrer eigenartigen physiologischen Konstitution. Einmal ist ihre Zunge überbeweglich; sie dient dazu, die Nahrung zu zerstoßen. Andererseits ist der Vogel in seiner Art Feinschmecker und Liebhaber von Leckerbissen. Da seine Ernährungsweise sehr vielfältig ist, hat Wählen und Vorziehen nach Geschmack einen wichtigen Platz bei der Nahrungsaufnahme. Daher rührt es auch, daß er rasch Gewohnheiten bildet. Aufmerksam lauert der Papagei geradezu auf das, was in der Umwelt vor sich geht. Er kennt die Menschen, die regelmäßig mit ihm umgehen, reagiert auf ganz feine Unterschiede in ihrem äußeren Anblick und ihrem Gebaren. Dauernd ist in ihm ein Bewegungsantrieb rege, der sich im Spielen entlädt. Begreiflich, daß die so bewegliche Zunge dabei eine große Rolle spielt. Schließlich sind die Naturlaute der Papageien den menschlichen Lauten bereits so verwandt, daß ihnen die pho-

netische Bildung beim Nachplappern menschlicher Worte keine Schwierigkeit bereitet, woran sonst bei den meisten Tieren die Bemühungen zur Sprecherziehung scheitern. Dem Affen, selbst dem Schimpansen, fehlt der lautliche Bewegungs- und Nachahmungsdrang ganz, was offenkundig wird, wenn Affenkinder mit Menschenkindern zusammen aufgezogen werden. Während Menschenkinder naturhaft angetrieben „lallen“, das heißt versuchsweise die Bildung menschlicher Sprachlaute in Griff nehmen, gehörte Worte auf-, „schnappen“ und nachplappern, bis sie langsam menschliche Wortbildung erlernen, fehlt beim Affen jeder Antrieb dazu.

Die physiologischen Voraussetzungen für ein Sprechen, die dem Schimpansen weitgehend abgehen, sind beim Papagei in idealer Weise gegeben. Daß es bei ihm doch nicht zu einem Sprechen im menschlichen Sinne, sondern nur zu einer manchmal frappierenden Karikatur kommt, hat darin seinen Grund, daß bei ihm das Entscheidende fehlt, eben der Geist, der die physiologischen Voraussetzungen zu echtem Sprechen aufgreift und ausbildet. Was sich im Innern des Papageien abspielt, bleibt auf der Ebene eines sinnlichen Bewußtseins, das von Trieben hin und her gezogen wird, im Dienste des Triebbedürfnisses auch Laute verwendet, sie mit bestimmten Situationen koppelt, die das sehnüchtig erwartete Futter herbeibringen oder wenigstens den Bewegungsdrang lustvoll absättigen. Nirgends ist auch nur eine Spur eines echten Verstehens im menschlichen Sinne gegeben. Mit Recht bemerkt Buytendijk zu dem Brehmschen Papagei, der sagen konnte: „Gib mir eine Nuß!“ wie: „Gib mir eine Mandel!“: erst wenn der Papagei nach Erhalt einer Mandel gesagt hätte: „Nein, ich wollte eine Nuß, nicht aber eine Mandel!“, wäre das sinnvolles Sprechen im menschlichen Sinne gewesen. Erst das wäre menschliches Sprechen gewesen im Sinne von freitätigem Setzen der Laute nach Befreiung vom bloßen Situationszwang, überlegte Verbindung schon gekannter Worte, die zu neuer Verbindung aufgenommen werden. Keine der vielen Anekdoten, die vom Papagei erzählt werden, bieten nach Buytendijk einen Beweis dafür, daß er zu begrifflichem Denken oder zur Wortbildung im wahren Sinne fähig war.

Verblüffend wirkt auf uns die Fähigkeit des Leierschwanzes, eines fasanengroßen Vogels, der mit erstaunlicher Treue gehörte Tonfolgen und Geräusche wiederholen kann. Hier werden Laute erzeugt, deren Produktion nicht ererbt ist, die vom Vogel selbst gehört, erlebt und als fremde in ihrer Gestalt nachgebildet werden. Solche Tiere haben eine hohe eigene Innerlichkeit weitab von jeder Maschinenhaftigkeit. Und doch ist diese tierische Innerlichkeit etwas ganz anderes als die menschliche Geistigkeit. „Das Wissen um die Kompliziertheit tierischen Verhaltens und Welterlebens zwingt uns heute zu einer mächtigen Steigerung unserer Vorstellung von der Eigenart des Humanen. Gerade wer die vielen Entsprechungen kennt, die im Gebaren von höheren Tieren und Menschen bestehen, der wird die geheimnisvolle Größe der Merkmale errahnen, die unsere Daseinsweise zu etwas Be-

sonderem machen. Wir erkennen immer klarer, wie fern jede tierische Nachahmung von Lauten noch immer auch von der dürftigsten sprachlichen Aussage eines Menschen ist.“¹⁰

Die Ergebnisse seiner Versuche und Überlegungen faßt Buytendijk wie folgt zusammen: „Es ist also sicher, daß es beim Tier weder Wort noch Verständnis gibt. Das Tier bleibt in seine eigene Welt eingekerkert. Sein Leib, der das Tier mit seiner ganzen Außenwelt in Beziehung setzt, so durch Geräusche, Töne und menschliche Worte, ist nur ein Mittel für das Tier, um am gemeinschaftlichen Leben Anteil zu nehmen, im wörtlichen Sinn so, wie man sagen kann, daß die Teile eines Organismus an seinem Leben teilhaben. Man könnte vergleichsweise sagen, die Zellen eines Körpers befinden sich wechselseitig in dialogischem Bezug derart, daß jede von ihnen zu den anderen ‚spricht‘, die ‚verstehen‘, was ‚gesagt‘ wird. Ganz im gleichen Maße, mit dem gleichen Recht kann man im gemeinsamen Leben das Vorhandensein einer immanenten direkten Zwischenverbindung entdecken und feststellen ... Den gleichen Zusammenhang, diese organischen Zwischenverbindungen, finden wir bei der Verbindung von Tier und Welt wieder. Diese gegenseitige Intimität, die in gewisser Hinsicht auch einen Zaun bildet, wie sie Begrenzung des Lebenden durch das Lebende ist und vor allem des Individuums in letzter Instanz durch sich selbst, ist der Entwicklung fähig ..., schließt aber ebenso jedes Transzendieren, jedes Überschreiten dieser organischen Einheit mit der Umwelt aus.“¹¹

Nur beim Menschen kommt es zur Befreiung von dieser vitalen Immanenz. Bei ihm kommt es zu jener eigenartigen Verdoppelung des Ich, das sich als Ich weiß, sich vom bloßen Vitalbezug abheben und selbsttätig werden kann. Es vermag zugleich das Erscheinende festzuhalten und als Erscheinung von etwas zu verstehen. Mithin gliedert sich für ihn auch die Welt. Was er begriffen hat, vermag er zu benennen. So besehen, gibt es — worauf auch Herder hindeutet — keine treffendere Charakterisierung des Menschen im Gegensatz zum Tier, als jenen Satz des Schöpfungsberichtes, in dem es heißt, daß Gott der Herr dem Menschen die Tiere zuführte und der Mensch jedem seinen Namen gab.

Lob des Briefschreibens

Von FRANZ HILLIG S. J.

Man könnte den Menschen definieren als das Wesen, das Briefe schreibt. Wer sonst von allen Kreaturen käme darauf, Briefe zu schreiben? Beim Menschen dagegen spielen die „litterae“ eine große Rolle. Sie beweisen, daß er Geist hat und nach Mitteilung dürstet. Er kann das Gespräch nicht entbehren, selbst wenn sein Gegenüber nicht mehr leibhaftig anwesend ist.

¹⁰ A. Portmann, Das Tier als soziales Wesen, S. 352.

¹¹ Übersetzt nach: Buytendijk, Traité de Psychologie animale, S. 261.